4 — 1901

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Einer von beiden.

Roman von M. von Buch.

(Fortsetzung.)

Hellborn bejahte schmerzlich berührt.

Heinz neckte sich mit Fräulein Ulrike. Ihr bissiger Humor war zwar durch die ungebührliche Antwort der Försterin noch etwas galliger geworden, aber Heinz' gute Laune war nicht so leicht zu verderben.

Leo vertiefte sich in ein Gespräch mit Anne-Marie. Er unterhielt flott und gewandt; er hatte ja nicht umsonst schon als kleiner Junge im Kittel und kurzen Höschen im Salon seiner Mutter erscheinen müssen, sobald Besuch anwesend war.

Auch Lux präsentierte sich später, und die Erzählung, wie sein Herr ihn vor dem Ertrinken bewahrt hatte, ging von Mund zu Mund. Er und sein Retter machten entschiedenes Aufsehen.

Ernst war ein schweigsamer Tafelgenosse gewesen; jetzt erhob er sich und ging aus dem Zimmer auf die Veranda. Die Wellen rauschten und schlugen mit leisem Gruße ans Ufer. In stummer Schönheit ruhte der Wald, ihm zu Häupten blitzten die Sterne. Die Nacht schritt in hehrem Schweigen über die Welt.

Den Jüngling aber, der die Welt noch nicht kannte, ergriff plötzlich ein heißes, unnennbares Sehnen; er wußte nicht, war es nach dem Leben, das noch unverschlossen vor ihm lag, oder nach dem Glücke, das ihm das Leben bringen sollte.

„Anne-Marie!“ sprach er gedankenvoll vor sich hin, als verkörperten sich seine Wünsche in dem einen Wort.

Da öffnete sich die Thür und sie selbst trat zu ihm hinaus.

„Komm, Ernst, Deine Mutter will nach Hause. Ihr werdet mich doch auf eurem Wagen mitnehmen?“ neckte sie.

In seinen Augen blitzte es lustig auf.

„Nun, und wenn wir es nicht thäten?“

„Nun, so bitte ich Leo Steinbeck, der wird mich schon nach Hause bringen!“ gab sie ihm zur Antwort.

„Freilich, freilich, Leo Steinbeck ist der Held des Tages!“

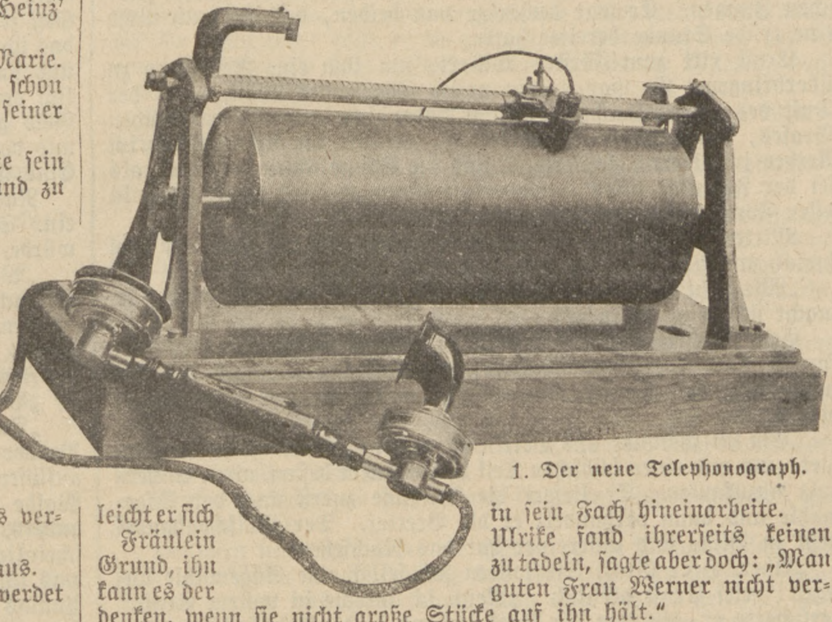
„Aber, Ernst! Gieb zu, er hat sein Unrecht wieder gut gemacht!“

„Und wenn es ihm nicht geglückt wäre?“

„Ach, wenn, wenn? Wenn alle Menschen so vernünftig wären, wie Du, Ernst, so wäre die Welt gewiß recht herzlich langweilig!“

6.

Ernst war nach Greinshagen übersiedelt. Der Hellborn'sche Oberverwalter war voll Lobes über den strebsamen, jungen Mann, rühmte seine praktischen Anlagen und freute sich, wie schnell und leicht er sich in sein Fach hineinarbeite.



1. Der neue Telephonograph.

Fräulein Ulrike fand ihrerseits keinen Grund, ihn zu tadeln, sagte aber doch: „Man kann es der guten Frau Werner nicht verdenken, wenn sie nicht große Stücke auf ihn hält.“

Hellborn verteidigte ihn.

„Ernst blendet nicht durch Witz und hervorragenden Verstand, hat aber doch immer seine Pflicht erfüllt.“

Ulrike zuckte die Achseln.

„Sage mir nur, warum ließ er sich so ohne weiteres aus der Schule entfernen, oder geschah dies auch ohne Verstand? Für ein Unrecht leiden, das man nicht gethan hat, ist nicht nach jedermanns Geschmack, und ich fürchte, an der Sache ist ein Häkchen, das wir bisher noch nicht entdeckt haben!“

Fräulein Ulrike sprach ihrer Gewohnheit gemäß laut und vernemlich, denn da sie nach ihrer Meinung stets die Wahrheit sagte, konnten ihre Worte immer gehört werden. Ueberdies standen die Fenster weit offen. So war es also kein Wunder, daß Heinz, der in den Osterferien Ernst besuchte, das Gespräch mit anhörte. Beide Brüder befanden sich auf dem Hofe. Heinz errötete vor Aerger.

„Mein Himmel, ist denn die alte Geschichte noch nicht vergessen?“ rief er.

Ernst nahm sein Taschenmesser zur Hand und verputzte damit die Linden, die vor dem Hause standen.

„Frage die Mutter, ob sie vergessen ist,“ sagte er bitter.

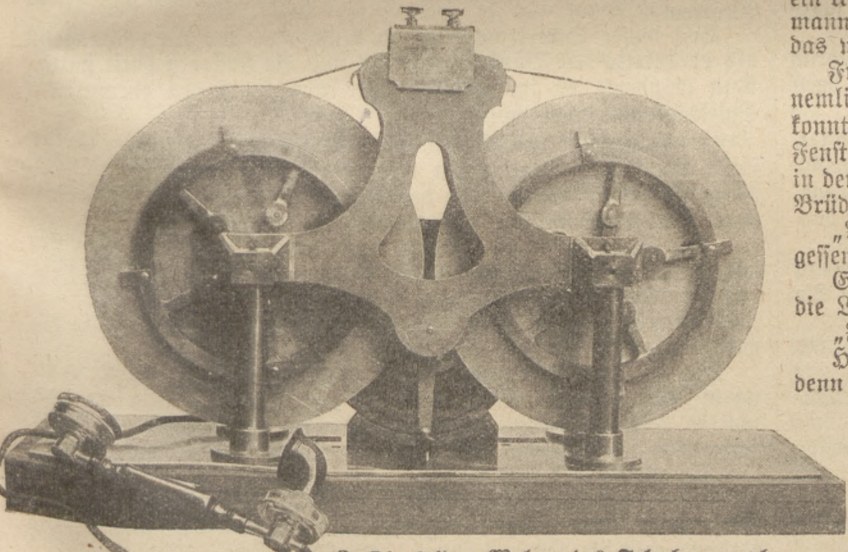
Heinz sah den Bruder ganz überrascht an. Ja, hatte denselben denn die Sache überhaupt erregt?

Ernst verstand den Blick.

„Sie hat mich das Vertrauen meiner Mutter gekostet,“ sagte er, wandte sich und ging von dannen.

Er hatte recht, und als er nach Verlauf von anderthalb Jahren nach Hause zurückkehrte, mußte er die Bemerkung von neuem machen.

Ernst hätte für seine frische Kraft einen genügenden Wirkungskreis in Kremzin finden können. Inspektor Weise



2. Die beiden Walzen des Telephonographen.

(Mit Text.)

hatte in den letzten Jahren stark gealtert und war kränklich und mürrisch geworden. Ernst bat die Mutter, den Alten zu entlassen und ihm die Arbeiten allein zu übertragen, doch davon wollte Frau Werner nichts wissen.

„Weise ist erprobt und wenn ich Dir auch alles Gute zutraue, — Beweise habe ich nicht dafür. Vorläufig überlaß nur mir die Bestimmungen. Wenn Du erst Dein eigener Herr sein wirst, kannst Du alles nach Deinem Gefallen einrichten," sagte sie.

Und Ernst ging still an seine Arbeit. Er wußte, seine Mutter hatte kein Vertrauen zu ihm.

Der alte Weise aber nörgelte an ihm herum und wollte von allen Neuerungen, die Ernst vorschlug, nichts wissen, und wenn er abends zu Frau Werner kam, so sprach er über ihren Sohn, als wäre er ein unbedachter junger Mensch, der sich nur gern selber als Herrn aufgespielt hätte.

In Kremzin waren jetzt keine guten Zeiten. Die letzte Ernte war durch einen Hagelschlag vernichtet und nur sehr notdürftig wieder ersetzt worden; im Viehstall war eine Seuche ausgebrochen. Von allen Ecken und Enden drängten Verlegenheiten auf Werners ein.

Ernst nahm an den Sorgen teil, ohne irgendwie helfen zu dürfen, und fühlte sich von Mißtrauen umgeben. So gingen ihm die ersten Jugendjahre unerquicklich dahin.

Inzwischen hatte auch Heinz die Schule verlassen und war in das Neustädter Husarenregiment eingetreten.

Und als er sich zum erstenmal in der goldstrotzenden Uniform Frau Werner zeigte, da klopfte ihr Herz in mütterlichem Stolze höher auf, und ihre Augen leuchteten bei dem Anblick ihres hübschen Jungen. Er war derjenige von beiden, der ihr auch nicht eine trübe Stunde bereitet hatte. —

Ernst ritt zum Förster Willert, um ihm eine Bestellung zu überbringen. Es war in den ersten Tagen des März, und der Duft des welken Laubes, das am Boden lag, und der des frischen Grases, das darunter hervorkeimte, erfüllte die Luft. Oben im Aether jubilierten die Lerchen, und die Sonne schien so warm, als sei der Frühling allen Kalenderbestimmungen zum Trotz schon in aller Form eingezogen.

Mitten im Walde traf Ernst den Grafen Steinbeck, der ihm jovial zunickte.

„Wie geht's, bester Werner? Ja, wer so jung ist, wie Sie, macht sich keine Sorgen!"

Ernst lächelte. Ob sich wohl der Graf welche machte? Er sprang vom Pferde und schritt, den Fuchs am Zügel führend, neben Steinbeck her, der ihm erzählte, daß er erst vor einer Stunde eingetroffen sei.

„Ein Holzhändler aus Berlin ist mit mir hier," fuhr er dann fort, „um mir einen hübschen Teil von meinem besten, alten Eichenholz abzukaufen. Er liefert die Stämme zuerst nach der Sägemühle und dann verhandelt er die Bretter. Der Zwischenhandel steht in Blüte und unsereiner hat das Nachsehen."

„Aber, Herr Graf, Sie sollten sich selbst eine Sägemühle anlegen!" rief Ernst plötzlich. „Nein, ich spreche in vollem Ernst," versicherte er, als ihm der Graf lachend in die Rede fallen wollte. „Sehen Sie, drüben, wo die Mauerreste sind, hat früher auch eine Mühle gestanden. An dieser Stelle müßte auch die neue aufgebaut werden. Ich bin überzeugt, mit ein paar tausend Thalern haben Sie die Einrichtung, und das Kapital wird sich gut verzinsen. Das Sägewerk wäre nicht allein für Ihr Holz zu benutzen, auch das aus den königlichen Forsten könnten Sie verarbeiten."

„Lieber Werner, Sie geraten da ja ganz in Feuer!" sagte Steinbeck. „Ja, wenn man jung ist!"

Er seufzte und vergaß dabei ganz, daß er sich in seiner Jugend für dergleichen nie interessiert hatte, weil ihm der Rennplatz dazu keine Zeit gönnte.

Inzwischen stießen sie auf den Förster und den Holzhändler. Ernst ließ sich vorstellen, und als er darauf mit dem Berliner Geschäftsmann ins Gespräch kam und genaue Erkundigungen einzog, erschien ihm die Einrichtung einer Sägemühle entschieden sehr vorteilhaft. Er wandte sich noch einmal damit an den Grafen.

„Für mich ist es nichts, Werner," meinte dieser, „aber wenn Sie Mut und Lust zu diesem Unternehmen haben, so besuchen Sie mich einmal, und wir können den Plan in Ruhe überlegen."

Ganz erfüllt von diesem Gedanken kam Ernst nach Hause und erzählte seiner Mutter seine Erlebnisse.

„Wir müssen uns einschränken, wir haben kein Geld für Neubauten," sagte sie kurz.

„Fünfhundert bis tausend Thaler können wir in den ersten Jahren verdienen," rechnete er.

„Können! Und wenn es nun nicht geschieht?"

„Mutter, Du sagtest, ich solle Beweise bringen, daß ich etwas verstände," rief Ernst. „Führe den Plan aus, er ist gut!"

Sie fühlte das Bestreben Ernsts, sich aus seiner gedrückten Stellung zu lösen; er wollte seiner Mutter zeigen, daß er Mut und Kraft genug besaß, selbst etwas zu schaffen und zu unterhalten. In jugendlichem Ungestüm unterließ er daher nicht, ihr den Plan so oft wie möglich auseinanderzusetzen. Aber wenn er glaubte, sie dadurch umzustimmen, so irrte er sich. Das Mittel war verfehlt durch die Form, die unglücklicherweise danach angethan war, Frau Werners Nerven gründlich zu verstimmen.

Sie schrieb endlich einen Brief nach Greinshagen, und Hellborn kam ohne Verzug.

„Frau Elisabeth, was ist geschehen?"

„Gottlob, lieber Freund, daß Sie da sind! Ich konnte es nicht mehr ertragen. Die Sägemühle ist bei Ernst zur fixen Idee geworden. Wenn ich aufstehe, so wird gebaut, zu Mittag erzählt er von den Maschinen, und am Abend verhandelt er die Bretter. Und in der Nacht höre ich schon die Mühle rauschen, und dann richte ich mich auf und muß mich fragen, ob ich wache oder träume!"

Hellborn lachte gutmütig.

„Ei der Tausend! Der Schlingel hat Gründergedanken! Nun, im Grunde hat er ganz recht, wenn er der Landwirtschaft durch die Industrie aushelfen will. Wissen Sie was? Schicken Sie ihn auf Reisen. Es ist überdies hohe Zeit für ihn, daß er etwas von der Welt zu sehen bekommt!"

Frau Werner sah fast bestürzt auf. Es war ihr noch gar nicht eingefallen, daß auch Ernst in dieser Weise Ansprüche an sie zu stellen ein Recht haben sollte.

„Sie wissen — unsere Verhältnisse — und —"

„Elisabeth, Sie werden mir, dem Freunde, doch erlauben, für mein Mündel zu sorgen?" fiel ihr Hellborn ins Wort. „Sehen Sie, jeder Ihrer Söhne erbt von mir einmal fünftausend Thaler, das übrige Vermögen kommt zu gleichen Teilen an meine Schwester und an meine Nichte, die Tochter meines, wie Sie wissen, kürzlich verstorbenen Bruders, des Oberförsters. Mag Ernst doch das Geld gleich nehmen, eine landwirtschaftliche Hochschule besuchen und dann nach England gehen, oder wohin es ihn sonst noch treibt. Eine Erweiterung seines Gesichtskreises wird ihm gut thun."

Nach einigem Sträuben ging Frau Werner auf den Vorschlag ein. Sie konnte es nicht leugnen, der Gedanke, daß Ernst scheiden würde, war ihr wirklich eine Erleichterung.

„Wissen Sie übrigens, daß mir der Plan mit der Sägemühle einleuchtet?" fragte Hellborn zuletzt. „Und nun sagen Sie, wo ist Ernst? Ich will Ihren Quälgeist aufsuchen und ihm das Ergebnis unserer Unterredung mitteilen."

Frau Werner begleitete den Gast bis vor die Thür.

„Bester Hellborn, ehe ich es vergesse, wann kommt Ihre Nichte?"

„Der Tag ist noch nicht bestimmt. Die alte Frau, die meinem Bruder die Wirtschaft führte, wird zuvor den gesamten Haushalt auflösen und mir dann Paula zuschicken. Das Mädchen ist im Walde an der russischen Grenze wild aufgewachsen, nicht viel anders, wie die Schonungen, die ihr Vater pflegte und diese wahrscheinlich mit weit mehr Verständnis, als sein Kind. Wenigstens, was ich vor Jahren, als ich auf der Oberförsterei weilte, von Paulas Erziehung gesehen habe, läßt mich nichts Gutes erwarten. Ja, Ihnen kann ich es gestehen, mir graut ein wenig vor der nächsten Zukunft!"

Sie stand auf der Treppe und er stieg in den Wagen, und so lange er sie sehen konnte, behielt er den Hut in der Hand, trotzdem der Wind heftig wehte.

* * *

Ernst sollte also reisen und sein Fach studieren, auf Hellborns Anraten.

Seit dieser Unterredung waren kaum vier Wochen vergangen, als er bereits das Bündel geschnürt und die Koffer gepackt hatte. Nun wanderte er im Dorfe umher und sagte den ehemaligen Spielkameraden Lebewohl.

Zuletzt ging er ins Pastorhaus. Ein hübscher, eleganter Goldfuchs stand kurz angebunden an der Linde auf dem Hofe. Die Reitgerte lehnte an der Ecke der Thür; ihr Knopf aus Elfenbein trug, zierlich geschnitten, eine Krone mit neun Perlen.

„Leo Steinbeck!" sagte Ernst, nicht gerade angenehm berührt von diesem Zusammentreffen, und wanderte dann in den Garten, aus dem ihm Stimmen entgegenschallten.

Das erste, was er sah, war die Husarenjacke des Grafen, — natürlich an Anne-Maries Seite.

Der alte Pastor trat auf ihn zu, führte den ehemaligen Schüler an die Blumenbeete, machte ihn auf die Tulpen aufmerksam und bat ihn, falls sich Gelegenheit böte, ihm eine besondere Art Tulpenzwiebel zu besorgen, die ein Holländer Züchter erst in diesem Jahre auf den Markt gebracht habe.

Leo Steinbeck und Anne-Marie standen zwar ein wenig abseits, doch Ernst hörte trotz der gelehrten Auseinandersetzungen des Pastors, wie die beiden lachten. Worüber wohl? Die gesamten Tulpen der Welt, die neue Sorte nicht ausgenommen, waren ihm in diesem Augenblick sehr gleichgültig.

Endlich fand er Gelegenheit, dem geistlichen Herrn zu entwischen.

„Gieb mir ein gutes Wort mit auf den Weg, kleine Anne-Marie!" bat er.

Seine grauen Augen ruhten mit einem ganz besonderen Ausdruck auf dem reizenden, rosigen Gesichtchen des jungen Mädchens. Klein nannte er sie, das war nun ganz verfehlt; ihre schlanke, biegsame Gestalt hatte fast seine Größe erreicht.

Sie bückte sich, pflückte ein Veilchensträußchen und steckte es ihm an.

„Auf Wiedersehen, lieber Ernst!" sagte sie.

„Zwei bis drei Jahre werde ich fortbleiben und das ist eine lange Zeit," meinte er, sie noch immer betrachtend. „Wer weiß, wie ich alles finde, wenn ich wiederkomme!"

„Ach, was soll bei uns geschehen? Wenn Du zurückkehrst, steht noch alles auf dem alten Platz. Vielleicht hat Papa unterdessen sein Werk über die Tulpen beendet, aber selbst das ist noch sehr fraglich."

„Und das wäre die einzige Veränderung, meinst Du? Sieh, ich denke, Du könntest —"

Er stockte und ward blutrot, dann faßte er sich und sagte sehr ernst: „Willst Du mir versprechen, daß Du noch hier bist, wenn ich zurückkomme?"

Sie schüttelte den Kopf, aber nun war es an ihr, zu erröten.

„Ach, Unsinn, Ernst, wozu das? Ich bleibe natürlich zu Hause!"

Als sie ins Zimmer zurückgingen, trat Anne-Marie ans Fenster und schnitt von ihrem Monatsrosenstock eine purpurrote Blüte ab.

„Für den Wanderer!" sagte sie.

Er wollte Ernst die Blume reichen, aber der sah nach ihren Augen, griff zu spät zu, — die Rose sank zur Erde.

Leo Steinbeck bückte sich, hob sie auf und steckte sie an seinen Uniformrock.

„Der Zufall spielt die Hauptrolle im Leben!" sagte er und blickte Ernst triumphierend an.

„Haben Sie die Güte, mir die Rose zurückzugeben, sie war für mich bestimmt!"

„War!" lächelte Leo mit der harmlosesten Miene von der Welt, sein Schnurrbärtchen streichend.

Ernst ärgerte sich über diese Keckheit.

„Aber, bester Graf, Sie eignen sich da etwas an, was Ihnen nicht zukommt!"

„Ich bin nicht so skrupulös wie Sie, lieber Werner. Uebrigens — zur Erklärung für mein Handeln — ich habe vorhin um die Blume gebeten und wurde abschlägig beschieden; nun war es Ehrensache für mich, sie doch noch zu erhalten."

Er empfahl sich kurz, er müsse nach Neustadt zurück, da er am Abend einige Kameraden erwarte.

„Soll ich Heinz grüßen?" fragte er Ernst.

„Ich will Sie nicht bemühen, Graf. Heinz hat mir versprochen, zum Frühzug auf den Bahnhof zu kommen."

Lachend schwang sich der Graf in den Sattel. Ernst sah ihm mit finsterer Miene nach. Hätte er es nicht zu thöricht gefunden, einer Rose wegen Streit anzufangen, er hätte sie dem Grafen mit Gewalt von der Brust gerissen.

Der eigentliche Abschied von Anne-Marie stand unter dem Banne dieses Vorganges. Sie entließ ihn mit einem mitleidigen Lächeln über sein Ungeschick. —

Nun saß Ernst in dem kleinen, rauchigen Wartezimmer des Bahnhofs, bestellte sich bei dem verschlafenen Kellner eine Tasse Kaffee und sah dabei nach dem Fenster, an das der Sturm große Schneeflocken trieb, trotzdem es schon April war.

Ernst blickte sich um. Allmählich füllte sich das Zimmer; in einer Viertelstunde sollte der Zug abgehen.

„Heinz wird doch kommen?" dachte er, die Uhr hervorziehend.

Da erklangen draußen Schritte. Die Thür sprang auf und Hellborn trat über die Schwelle.

„Onkel! Lieber Onkel Hellborn!" rief Ernst und streckte dem Ankommenden beide Hände entgegen. „Wie mich das freut! Ich wartete eigentlich auf Heinz!"

„So, nun, das laß Dir vergehen, mein Junge!" Hellborn schlug den Pelzkragen zurück und setzte sich. „Der junge Steinbeck hat gestern Geburtstag gefeiert, und nach dem Knallen der Champagnerpfropfen wird der gute Heinz wohl den Pfiff der Lokomotive überhören. Ich kenne meine Pappenheimer!"

Ernst dachte an gestern. Der Graf hatte sich also wahrscheinlich persönlich seinen Glückwunsch von Anne-Marie geholt. Auch die Episode mit der Rose, die für ihn — Ernst — bestimmt war und die am Ende doch Leo erhalten hatte, fiel ihm wieder ein.

Hellborn händigte nun dem jungen Manne Empfehlungsschreiben an einige Bekannte ein, welche an der Universität wirkten, die Ernst besuchen wollte.

„Ich denke, Du wirst einst auch wieder gern nach Kremzin zurückkehren," sagte er dabei.

„Vielleicht lieber, als man mich kommen sieht," erwiderte der junge Mann, dessen ernsthafte Augen die des alten Freundes suchten.

Hellborn schüttelte den Kopf.

„Kind, was sprichst Du für thörichtes Zeug!" rief er tadelnd.

Ernst lächelte bitter.

„Thöricht? Ich rede die Wahrheit! Meine Mutter hat Heinz immer lieber gehabt als mich, doch jetzt betrachtet sie mich förmlich mit Mißtrauen. Warum? Weshalb?"

Hellborn fuhr auf.

„Deine Anschuldigungen sind hart! Bedenke, was Du sprichst!"

„Ich weiß, ich weiß!" rief der erregte junge Mann. Leise fügte er hinzu: „Soll ich schweigen?"

Hellborn, dessen blasse Wangen sich während der Unterhaltung gerötet hatten, zögerte sekundenlang mit der Antwort.

„Sprich!" befahl er kurz.

„Ist es Dir nie aufgefallen, daß meine Mutter anders zu mir ist, als zu Heinz?"

Hellborn nickte. Ja, anders war sie zu ihm, ganz anders.

Ernst fuhr fort: „Mein Vater hat im Testament angeordnet, daß ich die Verwaltung des Gutes nach vollendetem fünfundzwanzigsten Jahre zu übernehmen habe."

Hellborn sah ihn maßlos erstaunt an.

„Was hat das Testament Deines Vaters mit der Sache zu thun? Was willst Du damit sagen?" fragte er.

Ernst rückte seinen Stuhl dicht an den des alten Mannes.

„Meine Mutter ist ungerecht! Hast Du denn noch nie bemerkt, wie ungerecht?" rief er in überwallendem Gefühl. „Ja, ja, Onkel Hellborn, und wenn Du noch ungehaltener über meine Rede wirst, als Du schon bist," fuhr er in gesteigerter Erregung fort, „es ist genau so, wie ich sage. Zwei Söhne hat meine Mutter, doch Liebe und Zärtlichkeit besitzt sie nur für einen von beiden!"

Hellborn hatte das Haupt geneigt; er wagte keinen Widerspruch mehr.

„Und das wolltest Du mit der Bemerkung über die testamentarische Bestimmung sagen?" fragte er. „Deine Mutter —"

„Meine Mutter kann es nicht überwinden, daß ich derjenige bin, der nach ihr in Kremzin befehlen wird," sagte Ernst. „Das ist es, was sie mir gegenüber ungerecht gemacht hat. Und das zu erkennen," rief er in erschütternder Klage, „Du ahnst nicht, welch ein Gefühl mich stets dabei überkommt!"

Da ertönte draußen das Signal der Lokomotive. Ernst sprang auf und eilte hinaus. Hellborn folgte langsamer.

Der Zug keuchte heran; aus den Coupéfenstern schauten die bleichen, übernächtigen Gesichter der Reisenden. Der verschlafene Kellner war erwacht; er flog mit einem Tablett voll dampfender Kaffeegläser über den Bahnsteig.

Ernst verabschiedete sich, sprang in einen Wagen und sah aus der offenen Thür.

Hellborn stand vor ihm; die Hände in die Manteltaschen versenkt, überblickte er gleichgültig das Getriebe. Er hatte in Frau Werner immer das Ideal einer Frau und Mutter gesehen; zum erstenmal hatte heute eine rauhe Hand die Hülle von diesem Bilde gezogen, und ob er sich auch jetzt noch vor der Erkenntnis sträubte, er sah, sein Bild hatte Flecken, häßliche Flecken.

Ernst ahnte, was in Hellborn vorging. Er bemerkte den wehmütigen Ausdruck in dem guten, alten Gesicht, und er wußte, das lag an ihm, das hatten seine Mitteilungen verschuldet. Warum hatte er seine Zunge nicht besser im Zaume gehalten? Warum hatte er die Siegel seines Herzens gelöst?

Hellborn war der einzige aus der Heimat, der ihm bis zuletzt Liebe und Freundlichkeit erwiesen hatte, und gerade ihn mußte er kränken. Das Ideal des alten Mannes war zerstört, — durch ihn! Er hatte, wie Heinz sagte, überhaupt eine unglückliche Hand.

Da setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Noch ein Gruß, ein letzter Händedruck, und Hellborn stand allein auf dem Bahnsteig.

7.

In das stille Greinshagen war ein neues Element gekommen. Paula Hellborn, die Waise des Oberförsters, hatte dort vor wenigen Tagen ihren Einzug gehalten.

„Sie ist besser, als ich dachte," sagte Herr Hellborn, als er des schlankgewachsenen hübschen Mädchens ansichtig ward, das in dem schwarzen Kleide und gleichfarbigem Strohhütchen auf dem kurzgeschnittenen, dunklen Haar einen entschieden angenehmen Eindruck machte.

„Sie übertrifft meine schlimmsten Erwartungen," sagte Fräulein Ulrike, nachdem Paula eine Stunde unter ihrem Dache war.

Nachdem sich das junge Mädchen von den Strapazen der Reise durch Speise und Trank gestärkt hatte, führte die Tante sie voll Würde in das im oberen Stockwerk belegene Erkerstübchen.

„Sieh, Kind, das ist nun Dein Reich!"

Aber ein sehr kleines, dachte Paula, da sich die Dienstwohnung

ihres Vaters in einem mit fürstlicher Munificenz erbauten Jagdschlosse befunden hatte.

Die Tante merkte natürlich nicht das geringste von Paulas Enttäuschung. Sie zeigte mit großer Befriedigung auf die schneeweißen Gardinen, auf den von Mullvorhängen umsteckten Toilettentisch, auf das mit buntem Kretonne überzogene Sofa, kurz, auf die ganze von Sauberkeit blinkende Einrichtung, und sprach darauf die Hoffnung aus, daß Paula ihr Stübchen in diesem Zustande erhalten werde.

Paula horchte hoch auf, sagte aber nichts und warf Schirm und Mäntelchen auf das Bett.

„Kind, die Sachen sind naß, — draußen hat es geregnet,“ bemerkte mißbilligend die Tante, indem sie die Kissen von ihrer Bürde befreite. „Spanne den Schirm auf und stelle ihn dann draußen auf den Gang!“

„Ach, Tante, er wird doch aber auch so trocken,“ meinte Paula, der gestrengen Tante nicht gerade sehr willig gehorchend.

Fräulein Ulrike that, als überhöre sie diese Bemerkung.

„Deine Sachen werden erst morgen von der Bahn abgeholt, doch den Koffer, den Du bei Dir hast, könntest Du ja immerhin auspacken,“ sagte sie wohlwollend. „Hier, zieh' die Kommodeschubladen auf und lege die Wäsche hinein.“

Paula, die keinen Widerspruch wagte, schlug den Kofferdeckel auf; in buntem Gemisch kollerten die einzelnen Stücke heraus. Früher war ihr das nicht als ungehörig aufgefallen; jetzt, da sie ein mißbilligender Blick der Tante traf, glaubte sie, sich entschuldigen zu müssen.

„Es war so schrecklich wenig Platz im Koffer,“ sagte sie.

„Hättest Du die Sachen hübsch und ordentlich zusammengelegt, wie es sich gehört, so würdest Du weit weniger Raum verbraucht haben,“ klang die Erwiderung.

„Ich warf sie nur ganz flüchtig hinein, ach, und Du hättest nur sehen sollen, wie weit der Koffer zuerst sperrte. Aber ich wußte mir zu helfen. Unser Mädchen, — sie wiegt zweihundert Pfund, denke Dir, Tante,“ lachte Paula, „mußte sich auf den Deckel setzen und dann schnappte das Schloß zu, ganz wunderschön.“



Schlechter Zehrpfennig. Nach dem Gemälde von A. Müller-Lingke. (Mit Text.)

Als die Sachen eingeräumt waren, sah Fräulein Ulrike sich im Zimmer um.

„Hier, Deine Gummischuhe stelle unter das Bett,“ kommandierte sie. „Wo ist denn aber der andere?“ fragte sie, als Paula ihrem Befehle gehorsam nachkam.

„Ich habe nur einen!“

„Hast nur einen?“ fragte die Tante mit schwacher Stimme; ihr ahnte bereits etwas Schreckliches.

„Natürlich, mein anderer Stiefel ist ja ganz!“ lautete die triumphierende Antwort.

Vor diesem Argument verstummte Fräulein Ulrike, aber sie war einer Ohnmacht nahe. Es bedurfte geraumer Zeit, ehe sie soviel Fassung gesammelt hatte, um den Bruder aufzusuchen.

„O, Heinrich, es ist haarsträubend!“ schloß sie mit kläglicher Stimme ihren Bericht. „Wir haben beide nicht geheiratet, Kinder und alle in dieses Fach schlagenden Plagen müßten uns also erspart bleiben, und was ist das Resultat unseres Cölibats? Du hast mit den Werner'schen Jungen Deine Not und Plage, und mir schickt man mir nichts dir nichts die Paula auf den Hals. Nun sage mir noch einer, daß das Schicksal gerecht sei!“

Hellborn lächelte über ihren Eifer, aber in dieses Lächeln mischte sich ein Zug schmerzlicher Entsagung.

„Ja, Kind, das ist nun 'mal so in der Welt, das Schicksal ist eben ungerecht,“ sagte er. „Das einzige ist, versuchen wir es besser zu machen, wie das blinde Ohngefähr.“

„Liebe Paula,“ sagte er in den nächsten Tagen zu dem jungen Mädchen, das er im Garten fand, „liebe Paula, Du bist bereits siebzehn Jahre alt; sage mir, womit hast Du Dich eigentlich auf der Oberförsterei beschäftigt?“

Paula, die gerade einigen Schwalben beim Nestbauen zuschaute, blickte Hellborn erstaunt an.

„Was ich that? Allerlei! Ich fütterte die Hunde und brachte ihnen Kunststücke bei; dann ging oder fuhr ich mit dem Vater durch den Wald, und abends, obgleich er meistens dabei einschlief, las ich ihm vor.“



Anopheles clariger.

„Aus der Zeitung?"
Paula lächelte überlegen.
„Bewahre! Die alte Kettlern, die in der Leihbibliothek abonniert war, borgte mir ihre Bücher. Was waren das für schöne Geschichten! So schaurig und spannend, sage ich Dir, daß ich nachts zuweilen nicht habe schlafen können. Kennst Du vielleicht das Buch: Der Geist im Hungerturme, oder: Das Gespenst des unschuldig Gehenkten?"

Hellborn sah sie mißtrauisch von der Seite an.

„Gottlob, daß sie wenigstens so kluge Augen hat," dachte er.

„Bist Du nie in die Schule gegangen?" fragte er dann, den „Geist im Hungerturme" geflissentlich übergehend.

„Nein, aber ich hatte manchmal eine Erzieherin."

„Dies „manchmal" beunruhigte ihn ernstlich. Er versuchte, ihr nun klar zu machen, daß andere Mädchen anders seien, als sie, und daß sie noch viel lernen müsse, um ihnen zu gleichen.

Da stampfte sie mit dem Fuße auf, und ihre blaugrauen Augen blitzten ihn zornig an.

„Ich weiß, daß ich euch nicht recht bin, wie ich bin!" rief sie. „Gleich am ersten Tage habe ich es gefühlt. Denkt ihr denn aber, ich wäre gern zu euch gekommen? Ach, hätte ich doch immer bei meinem lieben Vater bleiben, oder hätte ich wenigstens mit der alten Kettlern gehen dürfen! Alles besser, viel besser, als bei euch sein!"

„Aber, Paula," sagte Hellborn ganz erschreckt über ihre Heftigkeit. „Kind, bedenke, was Du sprichst! Wer hat Dir denn gesagt, daß Du zu uns gehen solltest?"

„Vater, der arme Vater!" schluchzte das Mädchen.

„Nun also, Kind, Du bist zu uns gekommen, damit Du siehst, wie es in der Welt zugeht und damit Du lernen, viel lernen sollst," erwiderte Hellborn ernst. „Das hat Dein Vater gewollt, und darum sollst Du auch seinen Willen erfüllen." Und während er ihre Hand ergriff, fuhr er in milderem Tone fort: „Glaube mir, ich meine es gut mit Dir, jedenfalls besser, als die alte Kettlern, die sich wahrscheinlich immer nach Dir gerichtet hat. Und nun trockne Deine Thränen, Kind. Wenn Du Lust hast, so fahre ich am Nachmittag mir Dir in den Wald!"

Das wollte nun Paula sehr gern, und Hellborn fuhr mit ihr nach Steinbeck hinüber. Förster Willert war zu Hause und begann sogleich, sich mit ihr zu unterhalten. Sie taute, obwohl sie zuerst noch ein wenig schüchtern war, bald auf, erzählte von ihrer Heimat, von den Wäldern, Saatkamps und Forstkulturen, und schaltete auch wohl gelegentlich eine harmlose Jagdgeschichte ein, über die ihre Zuhörer laut auflachten.



Hausschutz gegen die Malaria-Mücke.

Nachdem sie ein Stündchen geplaudert hatten, führte der alte Willert sie stolz zu seinen schönsten Eichen. Auf dem Wege stolperte Paula über eine Wurzel; in das dunkle Wollkleid kam ein großer Riß.

Der Förster bedauerte sie gutmütig.

„Das giebt nun wieder mühsame Arbeit für Sie," sagte er.

„Ach, lassen Sie nur, das thut nichts!" Sie nahm eine Stecknadel, verbesserte den Schaden und lachte ihn harmlos an. — „Sehen Sie, das mache ich immer so, ein paar Tage hält es schon!"

Das machte sie immer so? Hellborn, der hinter ihr ging, hörte die Worte und schüttelte bedenklich den Kopf. Es war doch gar zu viel an der Erziehung des Mädchens vernachlässigt worden. Er sah viele Sorgen voraus. Welche Sorge mit diesem Mädchen in sein Haus gekommen sein sollte, keine Ahnung sagte es ihm. Was ihm jetzt schon Sorge bereitete, als ein verschwindendes Nichts sollte es versinken vor der wirklichen Sorge, welche um Paulas willen eine nicht allzuferne Zukunft über ihn verhängen sollte.

Heinz hatte kaum von dem neuen Ankömmling in Greinshagen gehört, als er das dringende Bedürfnis fühlte, sich nach dem Befinden Ulrikes zu erkundigen. Er benutzte dazu den ersten freien Nachmittag.

„Tante, ich freue mich, Dich so wohl zu sehen! Und nun sage mir, wo ist sie? Ich meine nämlich eure Paula, die Unvergleichliche! Mir wurde gesagt, ihr beherbergt einen Schatz!" rief Heinz, seinen Schleppsäbel in die Ecke stellend.

Fräulein Ulrike, die mit einer feinen Handarbeit am Fenster saß, lächelte boshaft. „Armer Heinz, der Schatz ist mit Hellborn aufs Feld gegangen und Du triffst nur den Drachen zu Hause, der ihn für gewöhnlich bewacht!" sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)



Professor Dr. Grassi.

Schutzkleidung gegen die Malaria-Mücke. (Mit Text.)

Die Rehkeule.

Von Camille Debans.

(Schluß.)

Am nächsten Tage begann die Einrichtung.

Herr Double hatte Geschmack gehabt. Seine Truhe war sehr schön, sein Tisch prachtvoll, seine Stühle herrlich.

„Ach, da ist ja das Bild," sagte er. „Meine Liebe, da haben wir uns aber gehörig geirrt. Ich habe mich an einen ersten Künstler gewendet. Die Stillleben scheinen teuerer zu sein, als die anderen Bilder."

„Warum denn?"

„Wegen der Modelle. Dieser Hase, diese Fische, diese Früchte kauft der Künstler auf dem Markt, um sie nach der Natur zu malen, er hat mir das selbst erklärt. Es kommt natürlich eine Zeit, wo alles schlecht wird und wo er dann andere Früchte, einen anderen Hasen, andere Fische kaufen muß. Das kommt sehr teuer."

„Na, wie viel kostet es Dich?"

„Ich wage es gar nicht zu sagen."

„Ah bah! wir werden uns wahrscheinlich im Leben nie wieder zu einer solchen Ausgabe hinreißen lassen. Bedauern wir also nichts!"

„Bedauern wir nichts," wiederholte Herr Double, der den Preis eines jeden Gegenstandes niedriger angab und so zu einer Gesamtsumme gelangte, die er nicht nennen wollte, um seiner Gattin keine schlaflose Nacht zu bereiten.

Man klingelte zum zwanzigsten Male.

„Was giebt's wieder?" fragte der Gatte.

„Ach, da ist Wäsche; ich hatte gar nicht daran gedacht, Dir davon zu erzählen. Ein Tischtuch und zwei Dutzend Servietten. Ein sehr schöner Gelegenheitskauf und fast geschenkt. Sächsische Leinewand, die in einem großen Geschäft zu herabgesetztem Preise verkauft wird, die Leute müssen dabei Geld zusetzen."

Das Auge des Herrn Double wurde düster, und er fragte:

„Ist das nun alles?"

„Wie Du das sagst! Gewiß ist das alles, oder wenigstens ungefähr."

In kurzer Zeit hatten der Tischler und der Tapezierer das Eßzimmer eingerichtet, das sich sehr gut ausnahm, so daß Herr Double sein Werk bewundernd ausrief:

„Na, ich habe wirklich eine glückliche Hand gehabt!"

„Ja," antwortete der Tapezierer, „es ist bescheiden, aber reizend."

„Bescheiden! bescheiden!" brummte der Rentier. „Die Sache kostet ein Heidengeld!"

„Aber," fuhr der Tapezierer fort, „eins ist jetzt nicht mehr möglich!"

„Was denn?"

„Ihre Vorhänge, die von der Eleganz, der Vornehmheit, der Frische des Zimmers gar zu sehr abstechen."

„Ja, wahrhaftig, das fiel mir auf, ohne daß ich wußte, was mich eigentlich hier in dem Eßzimmer störte. Natalie!"

Madame Double kam auf den Ruf ihres Gatten herbeigelaufen, der zu ihr sagte: „Da macht der Tapezierer eben eine sehr richtige Bemerkung. Deine Vorhänge sind jetzt ganz unmöglich."

„Nun! Dann verständige Dich mit ihm!"

Herr Double war ob dieser Antwort etwas verwundert. Doch er war einmal im Zuge, und auf der Stelle bestellte er Vorhänge, die schon am nächsten Tage angemacht wurden.

„Na, nun ist's aber fertig!" sagte der Rentier, als alles endgültig an seinem Platze stand.

„Es ist reizend!"

„Zu reizend!" versetzte Natalie. „Ich wage jetzt nicht mehr, meinen Salon zu betreten."

„Und warum?"

„Geh' nur hinein, Du wirst schon sehen."

Herr Double ging in den Salon. Die Möbel erschienen ihm ausgebleicht, die Teppiche scheußlich, die Kamingarnitur altmodisch.

„Wenn man hier hineingeht, um den Thee einzunehmen, wird der Kontrast allen auffallen."

„Wir sind Dummköpfe. Hätten wir unsere erste Idee befolgt, überall Blumen hingesetzt!"

„Ja, aber wir können uns doch nicht ruinieren, um den Puteaux und den Géloups Diners zu veranstalten. Sie mögen den Salon nehmen wie er ist, wenn er ihnen nicht gefällt."

„Ich möchte aber doch nicht von Tardif, diesem Protz, gedemütigt werden."

„Und seine Frau, die Tochter eines Häusermaklers, ist eitel wie eine Truthenne."

„Aufrichtig gestanden, der Salon sieht häßlich aus."

„Man wird glauben, wir hielten nichts auf uns."

„Bah! wollen wir ihn auffrischen?"

„Frischen wir ihn auf!"

Sie waren bereits zu jenem Moment gekommen, wo das Geld keinen Wert mehr hat, und wo man sich ohne weiteres, ohne eine Bewegung des Bedauerns ruinieren würde.

Man erneuerte also die Möbel des Salons und die Kamingarnitur und stellte in die Ecke einige Topfpflanzen auf Sockel aus schwarzem Holze.

Als alles fertig war, sahen sich Herr und Frau Double mit etwas gezwungenem Lachen an und sagten:

„Wir sind verrückt!"

5.

Der feierliche Tag brach an. Die Gäste konnten ihre Bewunderung nicht zurückhalten. Nur Puteaux war etwas lau. Er hielt sich in der Reserve.

Unglücklicherweise hatten Herr und Frau Carteret und Herr von Saint-Long absagen lassen, und es waren dreizehn Personen bei Tische. Wieder war es Puteaux, der die Bemerkung machte und hinzufügte, er liebe das nicht. Um sich ihm angenehm zu zeigen, mußte man zwei junge Damen, eine Gréloup und eine Tardif, die darüber sehr wütend waren, an einen kleinen Tisch setzen. Darauf kam etwas Gespanntheit in die Gesellschaft.

Indessen faßte man sich bald, und die Unterhaltung wurde allgemein. Tardif sprach in seiner Eigenschaft als alter Bankier von Kapitalsanlagen. Die türkische Rente wurde aufs Tapet gebracht, und Herr Double rief:

„Ich kann die Leute beklagen, die an diesen Papieren verloren haben. Man muß ein Idiot sein, um sein Geld . . ."

Er sprach nicht aus. Puteaux, der jedenfalls ein Opfer der Hohen Pforte geworden, gab eine scharfe Antwort.

Herr Double wollte seinen Fehler gutmachen, doch er verwickelte sich immer tiefer, und es wäre wahrscheinlich zu scharfen Persönlichkeiten gekommen, als man die Rehkeule brachte.

Oh, sie machte Sensation. Ein Lohndiener, den man für den Tag genommen, setzte sie auf den Tisch, und zwar ostentativ, damit man sie genau betrachten konnte. Dann nahm er sie nach einigen Augenblicken fort, um sie zu zerschneiden.

Doch kaum hatte er die eine Hälfte zerlegt, als sich ein starker Geruch im Saale verbreitete.

„Mein Gott! mein Gott!" rief Madame Double unwillkürlich.

Man sah sich an. Puteaux hielt sich die Nase zu. Die Rehkeule hatte augenscheinlich zu lange gewartet.

„Es giebt Leute, die das lieben," erklärte Herr Double schüchtern.

„Das sind unanständige Leute!" versetzte Madame Tardif scharf.

„Nehmen Sie das fort!" sagte Madame Double in herrischem Tone. — Die Rehkeule verschwand, aber der Duft blieb.

Puteaux schlug vor, die Fenster zu öffnen.

Es war eine Hundekälte. Der Rest der Gesellschaft widersetzte sich. — Das Dessert war eisig; man aß es in düsterem Schweigen. Endlich ging man in den Salon, um den Kaffee zu nehmen; er schmeckte abscheulich. Die Köchin hatte den Kopf verloren.

Einige Augenblicke später erklärte Puteaux mit hämischer Miene, er ziehe sich zurück. Das war das Zeichen zum Aufbruch.

Nur Sébillard glaubte anstandshalber mit seiner Nichte noch bleiben zu müssen; doch da Madame Double vor Scham und Wut erstickte, so wurde ihre Anwesenheit für sie eine Qual.

Endlich gingen sie.

Es war Zeit. Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als die stattliche Frau Natalie von einem Weinkrampf ergriffen wurde. Man mußte sie auf ihr Bett tragen und ihr Aether und andere Medizin verabreichen; darauf verfiel sie, von der Aufregung, in der sie den ganzen Tag über gelebt, wie gebrochen, in einen bleiernen Schlummer.

Doch ihr Erwachen war schrecklich. Sie überließ sich der heftigsten Wut, nannte ihre Köchin eine Pute, warf ihr vor, ihr nichts davon gesagt zu haben, daß die Rehkeule verdorben war, und setzte sie schließlich vor die Thür.

Darauf richtete sie ihre Wut auf Herrn Double; doch dieser wurde den Ausbrüchen seiner besseren Hälfte durch einen Lieferanten entrissen, der seine Rechnung brachte.

Und den ganzen Tag ging es wie eine Prozession. Die Zahl der Ausgaben nahm von Stunde zu Stunde immer schrecklichere Dimensionen an.

Was aber Herrn Double vollends außer sich brachte, war das Silbergeschirr, das seine Gattin gekauft. Die berühmte Oelmenage, das Tablett und die Theekanne 2c. kosteten siebzehnhundert Francs. Dann kam das, wovon man nicht gesprochen hatte, und das, das viermal mehr kostete, als man geglaubt, und dann der Tapezierer, der dank des diesen Herren üblichen Geschäftsverfahrens die Rechnung doppelt so hoch angestellt hatte, als man erwartete.

„Ich wette, es kostet uns zehntausend Francs," sagt Madame Double wütend, als der Tapezierer fortgegangen war.

„Zehntausend Francs!" wiederholte der Mann mit kalter Wut. „Du bist weit hinter der Wahrheit entfernt; wir haben bis jetzt achtzehntausend Francs bezahlt."

„Achtzehntausend Francs!“ rief Madame Double. „Wir haben achtzehntausend Francs für diese Dummköpfe ausgegeben?“

„Ja, ungefähr der zwölfte Teil dessen, was wir besitzen, damit sie sich über uns lustig machen konnten. Deine kolossale Eitelkeit ist an allem schuld.“

„Meine Eitelkeit,“ rief Natalie verdutzt.

„Ja gewiß! Madame kann ja nicht ein schmackhaftes, aber einfaches Diner in dem alten Eßzimmer geben, das alle ihre Freunde kennen; sie braucht eine Truhe, ein Stillleben, Teppiche.“

„Ich träume . . .“

„Du hast immer höher hinaus wollen, als es sich für Dich paßt!“

„Aber Du hast ja zuerst von dem Eßzimmer gesprochen, das nicht mehr auf der Höhe wäre!“

„Vielleicht habe ich auch für siebzehnhundert Francs Silberzeug gekauft; vielleicht habe ich auch die Rehkeule erworben, die vielleicht schon einen Monat beim Wildprethändler gehangen . . .“

Madame, die in ihren heiligsten Gefühlen als Hausfrau getroffen worden, sprang auf und sagte:

„Herr Double, Sie sind ein unverschämter Patron!“

„Und Sie sind eine unpraktische Frau!“

„Sie nennen mich eine unpraktische Frau!“

„Sie lassen mich achtzehntausend Francs für eine verdorbene Rehkeule ausgeben! Sie machen mich bei Puteaux lächerlich, der sich jetzt nie vergleichen wird!“

Herr Double wurde immer wütender; er fing immer aufs neue an, seine Frau wegen der Rehkeule zu beleidigen.

Der Zorn der letzteren überstieg bald den ihres Gatten, und der Zank nahm entsetzliche Dimensionen an.

„Ich möchte,“ sagte Herr Double, „Du wärest gezwungen, diese Rehkeule vollständig aufzuessen, diese Rehkeule, die mich zur Verzweiflung bringt . . . Man spreche mir nie mehr in meinem Leben von Rehkeule,“ rief er in höchster Wut, „ich weiß nicht, was geschehen würde . . .“

„So! steht es so?“ sagte Madame Double außer sich. „Nun denn: Rehkeule! Rehkeule! Rehkeule!“

„Schweig!“

„Rehkeule! Rehkeule!“

Herr Double hielt es nicht aus. Er sprang auf, nahm seinen Hut und verließ in einem Zustand unbeschreiblicher Wut das Haus und ging lange Zeit spazieren. Sein Zorn beruhigte sich nicht. Indessen verspürte er, da er seit dem vorigen Abend nichts gegessen, gegen sieben Uhr einen Wolfshunger und trat in ein gutes Restaurant.

„Was können Sie mir empfehlen?“ fragte er den Kellner.

„Eine Suppe Saint-Germain, wenn Sie wünschen, gebackene Austern, dann möchte ich dem Herrn empfehlen, Rehkeule zu nehmen.“

Bei diesen Worten erhob sich Herr Double mit blitzenden Augen; von seiner Wut verblendet, versetzt er dem Kellner, der nicht weiß, wie ihm geschieht, eine Bombenohrfeige.

Der Kellner schreit, droht, springt dem Gast an die Kehle, und man holt einen Polizisten, der Herrn Double zur Wache bringt.

Die Sache endete vor dem Zuchtpolizeigericht mit einer Verurteilung zu fünfhundert Francs Entschädigung, an den Kellner zahlbar, dem so schweres Unrecht zugefügt worden.

Madame Double aber versöhnte sich wieder mit ihrem Gatten; war sie doch nicht die einzige, die unter der schrecklichen Rehkeule hatte leiden müssen.

Joseph Grubhofer, ein Tiroler Veteran.

Grubhofer, welcher 1857 in Innsbruck, 85 Jahre alt, starb, trat unter die Fahne des Freikorps der Tirolerjäger und machte mit demselben alle Feldzüge der Reichsarmee von 1791 bis 1807 mit. Beim Abzuge der Truppen von Würzburg wurde Grubhofer als Kommandant der Vorposten vergessen, und sah sich beim Tagesanbruch mitten unter dem Feinde. Als er sich mit seinen Kameraden durch einen Hohlweg zu retten suchte, streckten drei Kugeln, die ihm bestimmt waren, und denen er durch eine zufällige Wendung entrann, seinen Gefährten Ammann nieder, den er dann auf dem Rücken weiter trug. Es war dies derselbe Ammann, der im Jahre 1809 als Hauptmann bei der Verteidigung des Berges Isel kommandierte und vom letzten Schuß dieses blutigen Treffens niedergestreckt wurde.

Die Franzosen indessen, angeeifert von dem wirbelschlagenden Tambour, verfolgen den schwerbeladenen Flüchtling, welcher, als er sich seiner Bürde entledigt, den Tambour durch einen Schuß in die Brust zur Ruhe verwies, so daß derselbe mit Trommel und Feldkessel kopfüber den Hügel hinabrollte zur Erheiterung seiner Kameraden, wodurch Grubhofer einen bedeutenden Vorsprung gewann und entkam. — Als er bei Günzburg den Auftrag erhielt, die Brücken abtragen zu lassen, um den Rückzug zu decken, rettete er seinem Hauptmann, dem Grafen Taxis, das Leben, indem er ihn aus dem Wasser zog, wohin der Luftdruck einer vorbeisausenden Kanonenkugel ihn geschleudert hatte. Bei dieser Gelegenheit geriet er in Gefangenschaft, aus der er seine fünfzig Mitgefangenen befreite, indem er sie durch den Stadtgraben entführte.

Der Kriegsstrapazen müde, die sein Corps in großer Anzahl trafen, verließ er als Oberjäger dasselbe mit dem ehrenvollsten Abschied und lebte zurückgezogen als Graveur in Innsbruck.

Aber das stürmische Jahr 1809 rief ihn von neuem unter die Waffen, die er ungern gegen das bayrische Haus wandte, weil er demselben zu Dank verpflichtet war, da seine geschickte Hand in Edelstein und Mosaikarbeiten von dem damaligen Kronprinzen Ludwig und seiner Gemahlin häufig beschäftigt worden. Aber die Bauern der Gemeinde Sonnenburg drangen in ihn, als erfahrener Kriegsmann sie in den Kampf zu führen, und er mußte, den Umständen weichend, sich an die Spitze derselben stellen. Mit dieser Kompagnie machte er den ersten Angriff auf die Bayern beim Husselhof. In dieser Zeit der Aufregung rettete Grubhofer mit echter Nächstenliebe das Leben des bayrischen Kassabeamten Senger, der sich vor dem Drängen des Pöbels, das bei ihm Geld vermutete, in einem Schranke verborgen hielt, und brachte ihn in Sicherheit. Später sandte ihn Andreas Hofer, der ihm volles Vertrauen schenkte, als Kommissar nach Südtirol mit unumschränkter Vollmacht, dort die Zollgelder zu erheben; allein die Franzosen waren schon bis Trient vorgedrungen, und Grubhofer mußte unverrichteter Sache zurückkehren.

Auf dem Brenner traf er mit Andreas Hofer zusammen, der ihm für seine Mühe und Geldauslagen dankte und die Hoffnung aussprach, ihm beides vergelten zu können, was aber leider nicht in Erfüllung ging. Grubhofer redete bei dieser Gelegenheit Hofern zu, sich der Sicherheit halber nach Wien zu begeben, aber der heldenmütige Verteidiger seines Vaterlandes verweigerte dasselbe zu verlassen. Seit diesen Ereignissen zog sich Grubhofer wieder in das Privatleben zurück. Still und bescheiden, wie er gelebt, denn er hat nie auf eine Belohnung für die Aufopferung seiner besten Kräfte Anspruch gemacht, also auch keine erhalten, starb er, betrauert von allen, die ihn kannten.

O. T.

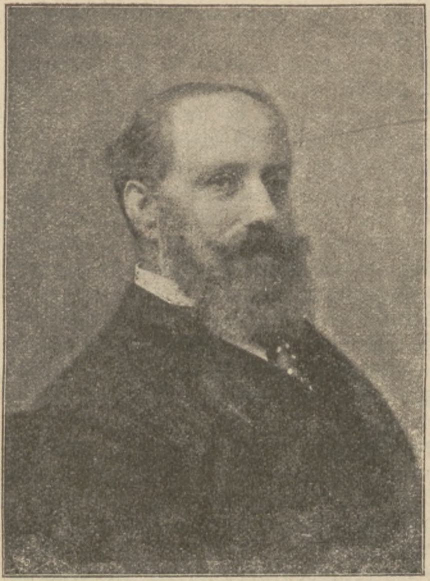
Unsere Bilder.

Der neue Telephonograph. Eine der größten Erfindungen auf dem Gebiet der Schwachstromtechnik während der letzten Jahre ist der Telephonograph des dänischen Ingenieurs Valdemar Poulsen. Der Telephonograph stellt gleichsam eine Verschmelzung eines Phonographen und Telephons dar. Bekanntlich hat sich Edison vergeblich bemüht, das auf mechanischem Wege zu erreichen. Poulsen läßt während des Gesprächs ein feines Stahlband an einem kleinen Elektromagneten, der mit dem Hörtelephon in Verbindung steht, vorübergehen. Dadurch wird gleichsam ein magnetisches Manuskript geschaffen und das Gespräch fixiert. Läuft später das Stahlband an dem Elektromagneten des Hörers von neuem vorüber, so wird das Gespräch so oft reproduziert, wie man es wünscht. Abbildung 2 zeigt die beiden Walzen, die zum Auf- und Abrollen des genannten Stahlbandes dienen. Der Telephonograph ist im stande, ein telephonisches Gespräch in Abwesenheit des Besitzers selbstthätig aufzunehmen oder eine vorbereitete Antwort — z. B. wenn der Hausherr zu sprechen ist und dergleichen — in die Leitung zu geben. Die Aufgabe einer telephonischen Zeitung und viele andere Verwendungen im Interesse des Friedens und des Krieges sind mit der neuen, genialen Einrichtung des dänischen Ingenieurs auszuführen.

Franz Bendt.

Die Bekämpfung der Malaria. Zu den wichtigsten für die Menschheit nützlichen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte kann man die Ergründung der Verbreitungsart der Malaria zählen. Diese schreckliche Krankheit, welche bisher Jahr für Jahr Tausende von Menschen dahinraffte und die Gesundheit aller derer untergräbt, die das Unglück haben, in infizierten Länderstrichen zu wohnen, wird, wie sorgfältige Studien des Professors Grassi von der Universität Rom ergeben haben, durch den Stich einer besonderen Mückenart (Anopheles), welche sich fast ausschließlich in Malariagegenden aufhält, verbreitet. Dieses Insekt saugt das Blut der Kranken auf und mit dem Blute die Parasiten, die es enthält. Die Parasiten entwickeln und befruchten sich unter besonderen Temperaturverhältnissen im Innern der Mücke, und nachdem sie einen gewissen Entwicklungscyklus, welcher von Grassi aufs genaueste studiert und beschrieben worden ist, durchgemacht haben, gelangen sie in die Speicheldrüse der Anophele, von wo sie zusammen mit dem Speichel in das Blut derjenigen eingespritzt werden, die das Unglück haben, gestochen zu werden. Im vorigen Jahre nun sind auf Veranlassung der italienischen Eisenbahnverwaltung und unter Mithilfe der hochverdienten „Gesellschaft für die Studien gegen die Malaria“ auf Grund obiger Theorie praktische Experimente gemacht worden. In der Ebene von Capaccio, in der Nähe von Pesto, wurde vom Eisenbahnpersonal unter Direktion des Professors Grassi der erste Versuch ausgeführt. Alle Bewohner dieser Gegend, ca. 104 Personen, darunter ca. 40 Kinder und 11 andere, welche niemals an Malaria gelitten hatten, sind gegen den Stich der Anophele geschützt worden. Alle Fenster, Thüren, Schornsteine, kurz alle Oeffnungen eines Hauses sind mit verzinkten Eisendrahtnetzen versehen worden, die das Eindringen der Mücken verhindern. Da es sehr gefährlich ist, von Sonnen-

untergang bis Sonnenaufgang auszugehen — denn in diesem Zeitraume fliegen diese Mücken in Scharen umher —, versah man alle diejenigen, die aus irgend einem Grunde nachts im Freien zu thun hatten, mit einem durch ein Gummiband am Hute befestigten Schleier und mit eng gewebten Baumwollhandschuhen. Die Ergebnisse waren überraschend. — Trotzdem die Malaria im vergangenen Jahre besonders stark aufgetreten ist und sämtliche Bewohner der umliegenden Gegend von der Krankheit befallen wurden, sind in dem geschützten Gebiete nur vier Fieberfälle vorgekommen und zwar an malarischen Personen, die außerdem im Frühjahr die übliche Chininkur nicht durchgemacht hatten, somit sicherlich im Rückfall erkrankten. Zum Anbringen der Schutzmaßregeln hat man nur vier Tage gebraucht. Nach diesem glänzend gelungenen Experiment kann man behaupten, daß es nicht gefährlich ist, in Malariagegenden zu wohnen, sobald man sich nur gegen den Stich der Anophele zu schützen weiß.



Fürst Radolin, der neue deutsche Botschafter in Paris. (Mit Text.)

Schlechter Zehrpfennig. Ein zünftiger Fechtbruder war der „Maler-Matthes“ nicht, wie er als junges Blut die Welt durchzog, und ist's auch heute nicht, wo er, in arbeitsloser Zeit, notgedrungen, nach langer Pause wieder zum Wanderstab gegriffen. Es ist dem bereits ergrauten Mann nicht leicht geworden, das Scheiden aus dem kleinen Städtchen, darinnen er seit einer Reihe von Jahren sein dürftig Auskommen gefunden. Zurückgelegt hatte er sich blutwenig. Und dann wanderte er fort, von Straße zu Straße, von Herberge zu Herberge. Nirgends Arbeit, nirgends ein Bleiben. Der letzte Pfennig ging dahin, und zuletzt mußte der Matthes „fechten“. Das thut weh, wenn die Haare in ehrlicher Arbeit ergraut sind und der leichte Jugendsinn fernliegt! Schon dämmert's, als er vorbeipilgert an des reichen Schulzen Haus zu Oberammersbach. Aber da steht ja der behäbige Ortsgewaltige selbst am Gartenzaun, und den spricht unser Mann an um einen Zehrpfennig „zur Nachtruh'“. — „Geld giebt's nicht bei mir, und die Herberg ist im nächsten Flecken, in Landsheim, aber eine Prise könnt Ihr haben, soll mir darauf nicht ankommen!“ lautet die protzig-spöttische Entgegnung. Der Matthes regt keine Hand, und unter den dichten buschigen Augenbrauen blickt's hinüber zu dem feisten Sprecher mit unsäglicher Verachtung. In seiner armen Seele steigt etwas auf wie ein Fluch ob solcher Verhöhnung; aber er schüttelt bloß den alten Kopf und schreitet, grimmig stapfend, weiter durch graue, kalte Winternebel — will's Gott wärmerer Nächstenliebe zu!

Fürst von Radolin. Der anstatt des in den Ruhestand tretenden Fürsten Münster zum Botschafter in Paris ernannte Fürst von Radolin, der bisher den gleichen Posten in Petersburg bekleidet hatte, steht jetzt im 60. Lebensjahre. Fürst Hugo Radolin, dessen Haus im Posenschen erbgesessen ist, widmete sich nach Beendigung seiner juristischen Studien dem diplomatischen Dienst. Während des russisch-türkischen Krieges 1877/78 bekleidete er das schwierige Amt des Geschäftsträgers in Konstantinopel, dann wurde er Gesandter in Weimar und im Jahre 1883 Hofmarschall des nachmaligen Kaisers Friedrich, der ihn nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1888 zum Oberhof- und Hausmarschall ernannte und in den Fürstenstand erhob. Kaiser Wilhelm II. verlieh ihm die Würde des Königlichen Oberstruchseß. 1892 kehrte Fürst Radolin in der Eigenschaft als Botschafter nach Konstantinopel zurück, um im Frühjahr 1895 diesen Posten mit dem in Petersburg zu vertauschen. Er gehört somit zu unseren erfahrensten und erprobtesten Diplomaten.

Allerlei.

Getroffen. Verheiratete Dame: „Können Sie sich etwas Schlimmeres denken, als Heirat ohne Liebe?“ — Ledige Dame: „Oh ja, — Liebe ohne Heirat.“

Ersatz. Rat (zu den Beamten): „Machen Sie, meine Herren und Damen, alle Fenster auf, damit frische Luft hereinkommt, heuer kriegen Sie ohnehin keinen Urlaub.“

Mutterliebe. Die treffliche Gattin eines wackeren Landmannes war über den Tod ihres einzigen Sohnes untröstlich. Der Pfarrer suchte, sie zu beruhigen. „Erinnert Euch,“ sagte er, „an Abrahams Beispiel, dem Gott gebot, mit eigenen Händen seinen Sohn zu töten und der, ohne zu murren, gehorchte. — „Ach, Herr Pfarrer!“ erwiderte die Frau, „ich weiß es, aber ein solches Opfer würde Gott doch nie von einer Mutter gefordert haben.“ St.

Seeräubereien an der deutschen Nordseeküste vor 900 Jahren. Im neunten Jahrhundert trieben schwedische und dänische Seeräuber ihr Unwesen auf der Nordsee. Sie machten Jagd auf jedes auftauchende Schiff und plünderten es, sie lieferten dem, der ihnen entgegenzutreten wagte, förmliche Schlachten, forderten hohes Lösegeld für Gefangene, die ihnen in die Hände gefallen waren, und überfielen in frecher Weise die an der Küste liegenden Städte. Am 23. Juni 994 ließen sich die Grafen Heinrich, Udo, Siegfried und Ethelgar mit ihnen in ein Seegefecht ein. Dabei wurde Udo getötet, Heinrich, Siegfried und Ethelgar nebst anderen gefangen genommen. Sofort schickte der Herzog Bernhard von Sachsen Boten an die Räuber und bot ihnen Lösegeld an für ihre Gefangenen. Sie verlangten aber eine unverschämt hohe Summe. Da sie dieselbe nicht ganz vollständig erhielten, ließen sie zwar die Grafen Heinrich und Ethelgar frei, behielten aber als Geiseln den Grafen Siegfried und dessen Verwandte Gareward, Wulferan, Dietrich und Oloff. Graf Siegfried bat seine Schwester, einen ihrer Söhne als Vermittler zu senden, da er selbst kinderlos war. Den einen, der Mönch im Kloster Bergen bei Magdeburg war, wollte sein Abt Rigdag nicht fortlassen, der andere aber begab sich sofort nach Stade zu seiner Mutter. Unterdessen hatte jedoch Graf Siegfried ein Mittel ersonnen, freizukommen. Er machte seine Wächter trunken und entkam glücklich, da am Ufer Pferde bereit standen. Aber die Seeräuber setzten ihm zu Schiffe nach, die Elbmündung hinunter bis zur Stadt Stade. Dieselbe durchsuchten sie und als sie ihn nicht fanden, nahmen sie den Weibern die Ohrringe gewaltsam ab und zogen unmutig ab. — Am folgenden Tage schnitten sie ihren Geiseln Nasen, Ohren und Hände ab und ließen sie so laufen. Mit unaussprechlicher Betrübnis wurden die bedauernswerten Verstümmelten von den Ihrigen aufgenommen. — So waren die Zustände an der deutschen Nordseeküste im Jahre des Heils 994! D.

Gemeinnütziges.

Das Eierfressen ist den Tauben nicht abzugewöhnen. Zuchtpaare, die mit diesem Fehler behaftet sind, schlachtet man am besten ab.

Das Anstreichen der hölzernen Gartenzäune mit Carbolineum kann im Winter an frostfreien Tagen vorgenommen werden. Es ist da besser, als im Sommer, wo die Ausdünstung den Pflanzen schadet. Mistbeetkästen und Deckläden dürfen nicht mit Carbolineum gestrichen werden.

Moos auf Wiesen. Eisenvitriol ist ein gutes Vertilgungsmittel für das Moos auf den Wiesen. Bei jungen Wiesen nimmt man 300 Kilogramm pro Hektar und wiederholt die Gabe, wenn sie nicht genügend wirkt. Bei alten Wiesen mit fester Narbe 600 Kilogramm, es ist oft sogar nötig, bis zu 2000 Kilogramm zu steigen, wenn die Moosdecke 8 bis 10 Centimeter dick ist. Die Verteilung des feingestampften Eisenvitriols hat möglichst gleichmäßig mit Hand oder Schaufel oder sonstwie zu erfolgen. Man kann auch das Salz auflösen, 500 Gramm auf 10 Liter Wasser oder 5 Kilogramm auf 1 Hektoliter. Bequemer ist es, wenn man eine Lauge herstellt oder 40 Kilogramm Vitriol auf 1 Hektoliter Wasser und von dieser Mischung 1 1/4 Liter in eine Gießkanne mit 10 Liter Wasser gießt. Der Inhalt einer so gefüllten Gießkanne auf 15 Quadratmeter verteilt, entspricht 300 Kilogramm Vitriol pro Hektar, auf 10 Quadratmeter 500 Kilogramm pro Hektar. Am besten findet das Vitriolen der Mooswiesen im März statt, doch schadet weder eine spätere, noch eine frühere Jahreszeit. Das Frühjahr bietet nur einen großen Vorteil, weil dann das junge, frisch hervorschießende Gras mehr Luft und Kraft hat, um das vernichtete Moos wieder zu ersetzen. —

Vexierbild.



Wo ist der Pferdedieb?

Logogriph.

Mit d nennt es den Königsaar.
Mit t birgt es die Kaufmannsschar.

Johannes Hespe.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9. Bayr. Königsschloß.
2 3 4 2 5 3. Ein asiatisches Reich.
3 5 9 9 5. Ein Verwandter.
4 8 7 1 5. Ein Federtier.
5 2 9 5 1. Gebirge in Westdeutschland.
6 7 8 3 5. Ein Fluß in Frankreich.
7 5 2 3 5. Ein deutscher Dichter.
8 4 5 6. Ein deutscher Fluß.
9 5 2 1 5. Ein Werkzeug.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—9. P. Klein.

Homonym.

Sie hebt der Lasten viele auf,
Sie zieh'n durchs Land in hast'gem Lauf.
Sie prangt zur schönen Sommerszeit
Im düftereichen Blütenkleid.

Julius Falk.

Auflösung.

Lieb' Seelchen, laß das Fragen sein;
„Was wird der Frühling bringen?“
Lichtgrünes Gras, Waldmeisterlein
Und Veilchen vor allen Dingen.

Auch Herzeleid und Frauenhuld
Gedeiht in diesen Tagen,
Ein bischen Glück, ein bischen Schuld,
Lieb' Seelchen, laß das Fragen!

Hans Hopfen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Mars, Mark. Des Anagramms: Auster, Aster.
Des Rätsels: Leinwand.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.